Kleine Umschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 21

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Man kann dies auch in den wirtschaftlichen Einstellungen der führenden Kreise erkennen, und kleine Symptome sagen dabei oft mehr als große Erklärungen. Was heißt das, wenn die Konferenz der welschschweizerischen Arbeitsämter in Genf eine Kategorie von „Arbeitslosen, die nicht als eigentliche Arbeitslose betrachtet werden können", deklariert? Und wenn nachher die „Absicht erkenntlich wird", neue Arbeitslager in der welschen Schweiz zu errichten? Es heißt sehr viel, mag es auch harmlos aussehen. Es bedeutet die Annahme eines wahrscheinlich dauernd beschäftigungslos bleibenden Volksteils, der gegen Verpflegung und Sackgeld interniert werden soll. Wogegen die wirtschaftliche Vernunft verlangt, daß diese Konsumenten „voll finanziert seien, im Interesse unseres Marktes!

Fernöstliches

Wenn wir einmal wissen werden, nach welcher Richtung sich Japan entwickelt, wird sich auch manches Fragezeichen in Europa erledigen lassen. Aber niemand weiß heute, wer obsiegen wird, der Militarismus mit der vorgeschobenen Regierung Hayashi oder ihre Gegner, die eine Lockerung des heutigen Systems wünschen. Nicht einmal die Vertreter des britischen „Empire", die heute anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten in London zur periodischen „Reichskonferenz" zusammenkommen und über die Zusammenstimmung der Einzelinteressen mit denen des Ganzen beraten, sehen klar. Und doch sind sie die am meisten Interessierten, außer den Chinesen und Russen, sind wenigstens unmittelbarer mit der japanischen Welt verbunden als die Europäer aller Lager, die in ihrer „Kleinstaaterei" stecken bleiben und nicht begreifen, wie ein „Empire" sich verhalten muß.

Man hat kürzlich von den japanischen Wahlen gehört, hat vernommen, daß „Minseito" und „Seyukai", die historischen Parteien, die gewaltige Mehrheit behalten und nur nach links, an die japanischen „Labourparty", eine Anzahl Stimmen und Sitze verlieren mußten, daß dagegen die kleinen Regierungsgruppen und halbfascistischen Splittergrüppchen völlig geschlagen aus der Wahlschlacht hervorgingen. Und man hat daraus geschlossen, es werde nun entweder der Staatsstreich der Militärs, in diesem Falle Hayashis, folgen müssen, oder aber ihr Zurückweichen. Unter europäischen Verhältnissen wäre wohl dieser „logische" Schluß von der Wirklichkeit als richtig bestätigt worden. In Japan aber wacht über allem Geschehen das „allsehende Auge" der halbgöttlichen kaiserlichen Macht; die Militärs können schon in ihrer traditionellen Gehorsamsstellung gegenüber dem Mikado nicht losschlagen, wenn es der Kaiser nicht erlaubt. Umgekehrt kann es die Regierung Hayashi nicht wagen, Entscheidendes nach andern Richtungen hin zu unternehmen, nicht einmal einen Rückzug, wie ihn die historischen Parteien verlangen. Sie muß sitzen und manöverieren, solange der geheime Rat des Kaisers dies beschließt, d. h. solange in diesem verschwiegenen Zirkel nicht die Ueberzeugung gesiegt hat, es gehe auf keinen Fall so weiter, wie die Generäle es haben möchten.

Die kaiserliche Majestät in Japan gehört, trotzdem sie weit über allen Parteien steht und im Militär nur die dienstbare Macht-Maschine besitzt, eben doch zur Militärkaste; Generäle und ihre Stimmen und Ratschläge gelten mehr als „westlich orientierte" Industrielle oder gar oppositionelle Arbeitervertreter, die vom sozialistischen Mehltau befallen sind und eigentlich als Zerstörer der Tradition ausgerottet werden müßten. Es ist daher wohl denkbar, daß der Sieg der Parteien dem Mikado als Zeichen weitgegangener Verirrung des Volkes ausgelegt wird, als Abwendung von den heroischen Idealen der Nation. Und daß ihm die Gewaltkur einer parlamentslosen Diktatur als Heilmittel gegen die schwere Krankheit empfohlen wird. Indessen: Der Orient ist weise. Realitäten nimmt er auf jeden Fall ebensoernst wie romantische Ideale.

Und es gibt Realitäten, die im geheimen Rat des Hofes überlegt werden müssen. Eine solche Realität liegt in der Feststellung des Generals Kolzumi, der als Chef des gesamten Sanitätswesens mehr als jeder andere Bescheid wissen muß: Bei den letzten Rekrutenaushebungen mußte die Hälfte der Stellungspflichtigen als untauglich zurückgewiesen werden. Kolzumi führt dieses erschreckende, für einen Militärstaat doppelt erschreckende Resultat auf Ueberanstrengung und ungesunde Arbeitsverhältnisse zurück. Man überlege: Es sind Zwanzigjährige, die ausgehoben werden. Leute, die als Kinder ungenügend ernährt und nachher vom zartesten Alter an in die modernen Wirtschaftsbetriebe gepreßt wurden, die teilgenommen an der Fabrikation unglaublich billiger Waren, womit die japanische Industrie die Märkte aller Weltteile überschwemmte und versuchte, als wirtschaftliche Weltmacht das Rennen zu gewinnen, Großbritannien und USA zu schlagen und die „große Zukunft" zu erobern. Der Sanitätsgeneral hat ein vernichtendes Urteil über die Herren der japanischen Industrie gefällt, hat die Wirtschaftsführer in einer Weise bloßgelegt, wie es schlimmer nicht geschehen könnte. Damit trifft er nun aber nicht etwa die japanischen Militärs und die Regierung Hayashi, sondern die führenden Vertreter der großen Parteien. Ihr System ist es, das verhindert, was das Land und der Kaiser brauchen: Den Nachwuchs tüchtiger Rekruten. Und wenn nun die Parteien erklären, die Militärs hätten mit ihrer immer ausschließlichern Beanspruchung der Staatseinnahmen die sozialen Leistungen des Staates verunmöglicht, dann ermißt man die Verwirrung der Meinungen in den Parteien, bei den verschiedensten militärischen Richtungen und ganz gewiß auch im Schoß des kaiserlichen Zirkels.

Der Kaiser kann die Vertreter der Parteien, die aus Dumpingzwecken den japanischen Lebensstandart bis zur Vernichtung des Rekrutennachwuchses herunterdrückten, keineswegs als Ersatz für die Militärführer anerkennen, obwohl diese ihm näher stehenden Herren die Staatskassen alljährlich leeren und keinen Yen für soziale Hilfe übrig lassen. Wird er Leute wählen, die eine „sozialfascistische" Politik mit volksgesundheitlichen Zielen vorschlagen? Oder Kreise bevorzugen, die nach dem Beispiel von USA Schluß mit der fürchterlichsten Deflation und ihren Folgen machen und demokratisch-sozial regieren wollen? Daß sich Minseito- und Seyukai-Partei verbündet haben, um den Sturz Hayashis zu erzwingen, verspricht für Japans Zukunft gar nichts. Nur von neuen wirtschaftlichen Zielsetzungen, von einem Begreifen der bittern wirtschaftlichen Lehren wäre etwas zu erwarten.

Freilich, wenn die zwei Parteien Hayashi stürzen und eine Regierung gegen den Willen der Militärs erzwingen, dann hat in Japan die soziale Umstellung, wo nicht Umwälzung, begonnen, und das Hinaustragen der innerpolitischen und sozialen Spannungen auf die Schlachtfelder und Ozeane unterbleibt.

—an—

Kleine Umschau

Eigentlich sollten wir mit unseren Pfingsttagen, mindestens was das Wetter anbelangt, ganz zufrieden sein. Wer Mut hatte und den Pfingstausflug per Eisenbahn, Auto, Fahrrad oder gar als unheilbarer Rückschrittler per pedes apostolorum riskierte, kam größtenteils strohtrocken heim und erfroren ist er auch nicht, trotzdem die beiden Pfingsttage diesesmal unmittelbar auf die berüchtigten drei Eismänner und die noch berüchtigtere Eisdame, die „Sophie" fielen. Während aber die Sage den drei Eisheiligen ein sehr hitziges Temperament nachsagt, — der Bonifacius wird stets mit einem Adler abgebildet, der ihm mit seinen mächtigen Schwingen Luft zufächelt, der Pankrazius aber hatte so heißes Blut, daß, als ihm die Römer den Kopf abschlugen, den Schergen ein Strahl glühender Lava entgegenspritzte, der sie derart verbrannte, daß sie wie die Ratten im Feuer zugrunde gingen und der Servazius erkaltete auch nach seinem Tode nicht, sein Leichnam war so hitzig, daß auf seinem Grabe selbst im strengsten Winter der Schnee zu Wasser zer-

floß, — heißt es von der „Sophie", daß sie zwar wunderschön aber eiskalten Herzens gewesen sei und deshalb behauptet auch der Volksmund, daß sie alles was die drei Eisheiligen auf Feld und Flur noch grün gelassen hätten, in Grund und Boden erfröre. Gegen liebenssehnsüchtige kleine Mädchen aber soll sie dennoch mindestens insofern warmherziger sein, als sie ihnen verrät, wie lange sie noch auf den Freiersmann zu warten hätten. Wenn am Sophientag ein Mädelchen den Kuckuck rufen hört, dann braucht sie ihm nur den Spruch zuzurufen:

Guggers Knecht,
Sag' mir's recht,
Hübsch und fein,
Wie lang muß ich noch ledig sein?

Und da ist der Kuckuck manchesmal sehr ungalant und gibt überhaupt keine Antwort auf die Frage und dann ist es höchste Zeit, daß sich das Mädelchen ihre Ausstattung beschafft, denn sie kommt noch im gleichen Jahr unter die Haube. Schreit aber der Kuckuck drauf los, dann ist es schon klüger, sie nimmt die Sache selber in die Händchen und eraugenblinkert sich einen Bräutigam, denn ansonsten wird sie wirklich und wahrhaftig ein altes Jüngferchen.

Mir ist übrigens am Pfingstmorgen nur aufgefallen, daß viel weniger Autobusse als in früheren Jahren durch die Thunstraße ins Oberland strebten. Ob aber dieser Umstand dem sich allgemein fühlbar machenden Frankenabwertungsgeldmangel zuzuschreiben ist, oder ob diesmal einfach die Verkehrspolizei die Autobusse durch die Marienstraße dirigierte, das weiß ich natürlich nicht. Tatsache aber ist, daß an meinem Thunstraßenfenster in aller Herrgottsfrühe zahlreiche Radlerinnen vorüberstrampelten, denen natürlich die entsprechenden Partner, zwar nicht auf den Fersen aber doch auf den Radeln folgten. Es war dies ein sehr hübsches Bild, denn Radlerinnen zeigen beim Bergauffahren meist eine sehr hübsche Silhouette und noch hübschere Kniekehlchen. Und so söhnte ich mich denn bald auch mit meinem eigenen Geldmangel aus, denn „Solamen miseris est habere socios malorum" oder auf Deutsch: Wenn man selber kein Geld hat, tröstet man sich mit dem Geldmangel der Anderen. Schadenfreude ist doch seit jeher die reinste Freude, weil sie nicht vom geringsten Neidgefühl durchseucht ist.

In der Woche vor Pfingsten aber verdunkelten wir getrost weiter. Jeden Tag kam ein anderes Quartier an die Reihe und merkwürdigerweise fielen die Verdunkelungen nach den Zeitungsberichten immer günstiger und günstiger aus. Im letzten Quartier, in der Altstadt war es schon so dunkel, daß die Kontrollorgane vor lauter Finsternis überhaupt nicht mehr kontrollieren konnten. Trotzdem aber sickerte durch die allgemeine Dunkelheit doch noch durch, daß z. B. das Monbijouschulhaus und die Kapellenstraße, anstatt zu verdunkeln, geradezu illuminiert hatten, daß im Nordquartier einige Neon-Reklamen die Flieger geradezu anlockten, daß in der Länggasse fürwitzige Treppenhäuser grell in die allgemeine Finsternis hineinblinzelten und daß endlich und schließlich selbst im pechrabenschwarzen Stadtzentrum aus den Ritzen des Bundeshauses und der Nationalbank fürwitzige Lichtstrahlenbündel Scheinwerferdienste verrichteten. Es gibt also nichts Vollkommenes auf unserem Planeten, nicht einmal in Punkto Finsternis. Nur vom Polizeigebäude aus drang kein Lichtstrahl ins Freie.

Nun, dafür können wir uns aber jetzt bei tadelloser Belichtung bis zum 14. Juni an der beginnenden Damensommermode erfreuen, falls uns nicht die „kalte Sophie" noch eine unerwartete Kältewelle ins Haus schickt. Es gibt wieder neue wunderhübsche, knitterfreie Leinenkleidchen, hübsche stoffarme Blousenärmel und noch hübschere unbestrumpfte Beine, denen weder eine Ueberbeleuchtung noch eine Unterverdunkelung etwas anhaben kann. Und ganz verderbenbringend für den ehrsamen Junggesellenstand dürfte die Sommerbademode werden. Einen Vorgeschmack davon bringen uns derzeit schon die diversen Strandbäder in den Auslagefenstern der großen Damenmodewarenhäusern. Und ich glaube kaum, daß das, was uns da an Stoffabwertung geboten wird, noch überboten werden könnte. Am ärgsten wird da wohl die Stadt Zürich in Mitleidenschaft gezogen werden, denn von den 233 000 Fr. Junggesellensteuern, die sie dieses Jahr einsackte, werden wohl nächstes Jahr einige Nullen abgehen. Dafür dürften aber wohl die Aktien des Heiratsmarktes stark in die Höhe schnellen. Z'Bärn wird's wohl kaum der Mühe wert sein, mit der Junggesellensteuer überhaupt noch anzufangen, denn Dank der berühmten Schönheit unserer besseren Hälften sind die Junggesellen bei uns nicht so dicht gesät, wie z'Züri und außerdem werden unsere Stadtväter ja doch auch noch erst die harte Nuß der Hundesteuererhöhung knacken müssen und von den Junggesellen kann man doch nicht, wie von unseren vierbeinigen Hausfreunden sagen, daß ihrer zu viele wären, wenn ein paar umgebracht würden, wäre es kein Schaden. Durch das Junggesellenvertilgen würden sich die Stadtväter den Zorn aller noch ledigen hübschen Bernerinnen zuziehen und das können sie noch nicht riskieren. Und überhaupt, bis erst „Bärn in Blumen" da ist, wird Bern ja doch zur Verlobungsstadt.

Aber da ich nun schon bei Stadträten, Großräten, Parlamenten, Völkerbünden und anderen ähnlichen Veranstaltungen bin, an welchen gerne viel geredet wird, so fällt mir der Negerstamm ein, bei dem der parlamentarische Usus herrscht, daß jeder bei einem Palaver nur so lange reden darf, als er es eben, „auf einem Beine stehend" aushält. Und ich glaube, da könnten wir Europa einmal mit dem guten Beispiel vorangehen und nach unserem Münsterwahrspruch sagen: „Machts na!" Wenn uns ganz Europa nachfolgte, käme die Welt unbedingt einen großen Schritt vorwärts und es ließen sich auch eine Unmenge Taggelder einsparen, da ja keine Session mehr länger als höchstens drei Tage dauern würde, auch wenn sich ungezählte Redner aufschreiben ließen. Bei der Verwilderung unserer europäischen Parlamentssitten wäre allerdings zu befürchten, daß sich eigene Stoßgruppen bilden würden, welche die Redner ihrer Gegenpartei systematisch zum Schweigen stupften. Denn im Moment, wo das zweite Bein den Boden berührt ist's Schluß mit dem Reden. Christian Luegguet.

Die Berner Trachten

liefert unsere Spezialabteilung fachgemäss!

Massanfertigung in kürzester Zeit.

Chr. Rüfenacht A.G.